

schende Einfalt in Frage stellt. Und darin liegt auch ihr Wert: Die Matriarchatsthese stellt das herrschende Dogma von der Universalität weiblicher Unterordnung in Frage; allerdings erstarrt sie ihrerseits wiederum zum Mythos einer ursprünglichen, widerspruchsfreien und harmonischen Gesellschaft.

„Nicht nur die Idee des Matriarchats, auch die eines antiken Patriarchats steht zur Destruktion an“, schreibt Wagner-Hasel (337). Das bedeutet keineswegs das Ende der Diskussion, sondern ihren Neuanfang. Notwendig erscheint eine sorgfältige Analyse gesellschaftlicher Strukturen unter Einbeziehung neuer Ergebnisse der ethnologischen Forschung, vor allem der feministischen Anthropologie und der Genderforschung; eine Untersuchung, „die zeitliche und räumliche Unterschiede berücksichtigt, vor allem aber der Kategorie ‚Geschlecht‘ als strukturierendes Element ... Rechnung trägt“ (11). Wesentlich erscheint auch die Dekonstruktion des Konzepts der „universalen Frau“, ein Abrücken von der Vorstellung der Gleichheit aller Frauen zugunsten des Begriffs der Verschiedenheit von Frauen.<sup>4</sup> Die Spaltung der Welt in „Matriarchat“ und „Patriarchat“ jedenfalls wird der realen Vielfalt der Geschlechterbeziehungen ebensowenig gerecht wie die stereotype Aussage, daß überall auf der Welt „das Patriarchat“ herrsche.

Eva Ptak-Wiesauer, Wien

**Sabine Lang, Männer als Frauen — Frauen als Männer. Geschlechterrollenwechsel bei den Indianern Nordamerikas.** Hamburg: Wayasabah 1990, 435 S., 8 Karten, 11 Tab., 12 Abb., DM 54,00/öS 420,00, ISBN 3-925682-22-8.

Begrüßenswert, daß Sabine Langs ethnologische Dissertation in Buchform vorliegt, womit der von ihr geleisteten für den deutschen Sprachraum einmaligen Quellenübersicht, -kritik und Systematisierungsarbeit über indianische „Berdaches“ beiderlei (biologischen) Geschlechts der Weg zu breiterer Rezeption und leichterem Eingang in die aktuelle ethnologische Diskussion bereitet sein möge.

„Berdache“ ist die französische Umformung des arabischen Wortes „bardaj“ bzw. „barah“, das ursprünglich „Strichjunge“, „Lustknaube“ bedeutete. Von französischen Reisenden wurde es im 18. Jahrhundert erstmals auf indianische Männer angewandt, die sich anderen Männern zum Geschlechtsverkehr anboten und außerdem in der Stammesgesellschaft eine weibliche Geschlechtsrolle ausfüllten. Der Begriff bürgerte sich allmählich zur Bezeichnung der unterschiedlichsten Phänomene in Zusammenhang mit Transvestismus, Homosexualität, partieller und vollständiger Übernahme der anderen Geschlechtsrolle ein und wurde erst ab Beginn des 20. Jahrhunderts

<sup>4</sup> Henrietta L. Moore, *Mensch und Frau sein. Perspektiven einer feministischen Anthropologie*, Gütersloh 1990 (engl. Original 1988).

auch auf Frauen ausgedehnt, die die soziale Rolle eines Mannes angenommen hatten.

Zwei Aufgaben, die das Werk erfüllt, können nicht positiv genug bewertet werden: Zum einen eröffnet es auf kompetente und umfassende Weise einen deutschsprachigen Zugang zum aktuellen Stand der Quellenlage, Forschung und Theoriebildung über Geschlechterrollenwechsel bei den Indianer/innen Nordamerikas im englischen Sprachraum und hier vor allem in den USA. Zum zweiten geht es aber weit darüber hinaus, eine bloße Wiedergabe des amerikanischen Forschungsstandes darzustellen. Die Einbindung der europäischen — vor allem auch aus dem deutschen Sprachraum stammenden — Beiträge zur Theoriebildung in der Ethnologie, welche kaum jemals auf vergleichbare Weise von Forscher/innen aus den USA berücksichtigt werden, verleiht der Behandlung des Themas eine neue Dimension. So unvermeidlich es für Sabine Lang von Europa aus war, Gisela Bleibtreu-Ehrenbergs Theorien, die sich vor allem auf Schamanismus und kultischen Transvestismus beziehen, in einem Werk über Geschlechterrollenwechsel zu berücksichtigen, so wenig zeigt(e) sich bislang diese europäische Forschungslinie, von der Bleibtreu-Ehrenberg hier symbolisch als eine der bekanntesten Repräsentantinnen genannt sei, als eingemeindeter Bestandteil des nordamerikanischen „Zitierkuchens“. Insofern leistet eine Arbeit wie diese die Herstellung einer Synthese, eine Zusammenführung relativ isolierter wissenschaftlicher Leistungen innerhalb der gleichen Disziplin. Sie erschließt nicht nur allen Interessierten deutscher Zunge den umfangreichen Forschungsstand aus den USA, sondern erweitert und ergänzt zugleich diesen Forschungsstand und diskutiert ihn damit in einer neuen und umfassenderen Weise.

Die verständige Lektüre dieses Buches setzt m. E. Vorwissen zum Thema oder aber großes Interesse daran voraus. Es ist ein offensichtlich nicht für wissenschaftliche Lai/inn/en (um-)geschriebener, populär-simplifizierter Text, sondern ein Text voll von Fachterminologie und englischsprachigen Originalzitate. Doch es lohnt, sich davon nicht abschrecken zu lassen. Lang bietet einen kompakten Überblick über die — und eine fundierte kritische Gesamtinterpretation der — zahlreichen Quellen, die das „Berdache“-Phänomen in seinen diversen Erscheinungsbildern bei einer Vielzahl nordamerikanischer Stämme berichtet haben. Die angegliederten Landkarten und Tabellen sind sehr dazu geeignet, das Verstehen auf einer geographischen bzw. graphischen Ebene zu erleichtern.

Ein eigenes Kapitel über die „Warrior Women“ der „Plains“ und eine ausführliche Beschäftigung mit den wenigen historisch überlieferten weiblichen „Berdaches“ (biologische Frauen, die weitgehend oder vollständig männlichen — bzw. nicht-weiblichen — Geschlechtsstatus innehatten), nehmen darin gebührenden Raum ein, wenn auch — der numerischen Überzahl entsprechend — historisch überlieferte „Berdaches“, die biologische Männer waren und ihre Geschlechtsrolle in Richtung „Nicht-Männlichkeit“ transzendierten, zwangsläufig den Großteil der berichteten und analysierten Fälle darstellen. Wegen ihrer Überrepräsentiertheit in berichtenden historischen Texten und Bil-

dern dominieren sie auch die illustrierenden Abbildungen dieses Buches.

In ihrer Standortbestimmung und kritischen Reflexion der bisherigen Forschung weist Lang berechtigt — nur meines Erachtens (denn: ich *bin* Psychologin) noch immer zu wenig nachdrücklich — auf die psychologisierende und psychopathologisierende Tradition in der ethnologischen Forschung — und im speziellen der Forschung über Geschlechtsrollenwechsel — hin. Mehr über die wechselseitige Beeinflussung — sowohl Erkenntnishemmungen als auch Erkenntnisbereicherungen sind da möglich! — zwischen Ethnologie und Psychiatrie/Psychologie aus ihrer Feder zu erfahren, hätte mich sehr gereizt. Oder ihr zu assistieren, in der Formulierung schärferer Kritik. So sind es nicht von Lang selbst stammende, sondern durch die Lektüre stimulierte eigene (altbekannte) Gedankengänge, die mir als Leserin durch den Kopf gingen: die Kritik an einer Ethnologie, die den psychiatrisch diagnostizierenden bürgerlich-männlich-hetero-sexistischen Maßstab definitionsmächtig weit über die eigene Kultur hinaus anlegte und in ihrem Pathologisierungsrusch und dem fragwürdigen Bewußtsein, eine medizinisch-psychologische Heilslehre von der „Gesundheit“ gepachtet zu haben, „das Andere“ als „das Abweichende“ nicht nur „medizinisch“ in der eigenen Kultur, sondern auch „ethnologisch“ in ganz anderen Ländern bei anderen Völkern — und mithin gleich „andere Völker“ als ganzes — vergewaltigte/verwaltete. (Gern hätt' ich in diesem Zusammenhang auch gelesen, wie Sabine Lang die Ethnopschoanalyse als Erkenntnisinstrument beurteilt.)

Doch zurück von den Dingen, die sie nicht schreibt, zu jenen, die sie sehr wohl schreibt:

Lang setzt konsequent die Ethnologie gegenüber der Psychologisierung wieder in ihr Recht ein, wobei sie sich nachdrücklich auf die bereits in den 30er Jahren von Ruth Benedict formulierte Aussage von der Kulturabhängigkeit des Normalitätsbegriffs bezieht, in der ein epistemologisch gangbarer, „doch in den folgenden Jahrzehnten kaum beschritten(er)“ (33) Weg liegt.

Als europäische Ansätze der Ethnologie über kulturell integrierten Geschlechtsrollenwechsel werden die kulturhistorischen Erklärungsmodelle von Hermann Baumann und Gisela Bleibtreu-Ehrenberg gewürdigt, in deren Theorien die religiöse Komponente zentralen Stellenwert hat, deren maßgebliche Schriften aber indianische Stämme höchstens am Rande erwähnten. Nicht umsonst, wie Lang konstatiert, da die Profanität des Phänomens in fast allen indianischen Kulturen das Kult-Modell fragwürdig erscheinen ließe. Von allen indianischen, mehr oder weniger institutionalisierten Geschlechtsrollenwechseln paßt allein die *Nadle*-Institution der Navaho widerspruchslos in die Auffassung, das Phänomen sei religiös-schamanistischen Ursprungs.

Ein Großteil der amerikanischen Ansätze kristallisieren sich um die Auffassung, es handle sich um einen gesellschaftlichen Mechanismus, mit Nichtanpassung an die männliche Rolle, einem individuellen „Versagen“ oder homosexuellen Neigungen sozialintegrativ zu Rande

zu kommen. Unter solche Ansätze ist auch die Auffassung zu reihen, die sich bei Jonathan Katz und anderen (männlichen) Autoren (einige von ihnen selbst indianischer Herkunft), die der amerikanischen Homosexuellenbewegung nahestehen, finden: Geschlechtsrollenwechsel sei „institutionalisierte Homosexualität“. Unter Würdigung von — und Berufung auf — Forscher/inn/en wie Margaret Mead, Ruth Benedict, Sue-Ellen Jacobs sowie auf das vorliegende empirische Material gestützt, kommt Lang zu dem Schluß, daß mit dem Geschlechtsrollenwechsel nicht von der Kultur — *reaktiv* — deviante („fehlidentifizierte“ und homosexuelle) Persönlichkeiten sozial integriert wurden: „Es ist ... nicht ‚Homosexualität‘, die institutionalisiert wird, sondern Nicht-Männlichkeit bzw. Nicht-Weiblichkeit.“ (41)

Sie favorisiert Modelle von der *aktiven* Kultur, in der menschliche Verhaltensweisen geformt werden und Rollenvorbilder zur Übernahme bereitstehen: In anderen Kulturen existieren als Rollenvorbilder, so betont die Autorin, mehr Alternativen als die polarisierten Rollen „männlich“ und „weiblich“. Es gibt mehrere — zumindest aber drei — Formen von Geschlechtsstatus. Hiermit ist auch die Unterscheidung zwischen Transsexualität (in unserer Kultur) und dem indianischen Geschlechts(rollen)wechsel sehr einfach zu treffen: Transsexuelle sind eine Bestätigung der gesellschaftlichen Übereinkunft von Geschlechterdichotomie, die nur zwei Alternativen zu Verfügung stellt. Sie passen sich an die Dichotomie an. Männliche „Berdaches“ hingegen haben einen eigenen, einen „third gender“-Status inne, sind offen ambivalent, sind Weder-Noch bzw. Nicht-Männer. Es wäre ein fundamentales Mißverständnis, diese ethnologischen Aussagen über einen dritten und gar vierten kulturellen „Geschlechts-Status“ inhaltlich mit der sehr biologistischen Theorie Magnus Hirschfelds vom „Dritten Geschlecht“ zu verwechseln. Weibliche „Berdaches“, erfahren wir denn auch, sind tatsächlich in ethnologischen Schriften bereits als Inhaberinnen eines „fourth gender“-Status bezeichnet worden.

Die aktuelle Diskussion über weibliche „Berdaches“, die in *Women*- bzw. *Lesbian Studies* in den USA stattfindet, handelt Lang kurz aber präzise ab. Drei der bekanntesten Autorinnen zu diesem Thema werden kritisch gewürdigt: Paula Gunn Allen, („simple reason dictates that lesbians did exist in tribal cultures, for they exist now“, zit. nach Lang, 50, auch wenn fast nichts über sie überliefert sei), wird von der Autorin darauf aufmerksam gemacht, daß es ein wohl zu einfacher Weg sei, mangelnde Information lediglich auf eine Verschwörung der patriarchalen Geschichtsschreibung zurückzuführen, und der Frauenforschung wenig dienlich, den androzentrischen Blickwinkel gegen einen unhinterfragt „gynäkozentristischen“ auszutauschen (51).

Harriet Whitehead, die von den Grundannahmen Frau = Natur, Mann = Kultur ausgeht, bescheinigt sie, interessante und vor allem provokante Hypothesen aufgeworfen zu haben; im übrigen sei der Ansatz biologisch und die Übernahme der Whiteheadschen Geschlechts-Natur-Kultur-Beziehungen ein a priori, das frau nicht teilen müsse.

Mit etwas mehr Sympathie stellt sie meine persönliche Lieblingsautorin dar: Evelyn Blackwood, die die Möglichkeit historisch evidenten

weiblichen Geschlechtsrollenwechsels bei den Stämmen der „Plains“-Kulturen auf Gleichrangigkeit der Geschlechter und Flexibilität der Geschlechtsrollen zurückführt. Sanft klopfte die kritische Stimme Sabine Langs hier an die Pforte meiner Vernunft und stellte mich vor die Frage, wie weit meine Anhänglichkeit an Blackwoods Hypothesen von meinem persönlichen Wunschdenken motiviert sei. Denn: „Ob die Rollen indessen so durchlässig waren, wie Blackwood sie darstellt, ist fraglich ...“ (52).

Kein Buch zum Warmhalten einer kleinen feinen lesbisch-feministischen „Winnetou“-Romantik also! An das Hätscheln einer spekulativen Vision, eines bunten Traumens von der heilen indianischen Welt, bevölkert von „Woman Chief of the Crow“, Kriegerinnen wie „Running Eagle“ von den Blackfoot, gegengeschlechtlich sozialisierten und entsprechend lebenden Jägerinnen der Inuit, den „Warrior Women“ und ähnlich „manly hearted“ jagenden und kämpfenden Frauen der Cherokee, Shoshoni, Cree, Crow und zahlreicher anderer Stämme, verschwendet dieses Buch keine einzige Zeile. Gerade das macht es so lesenswert.

Helga Pankratz, Wien

Judith Butler, **Das Unbehagen der Geschlechter**. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991 (amerikanische Originalfassung: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York: Routledge, Chapman and Hall 1990), 236 S., DM 14,00/öS ca. 110,00, ISBN 3-518-11722-X.

„Female Trouble“ ist der Titel eines der Filme, in denen Divine als Hauptdarsteller/in eine Frau spielt. Diese Travestie der Weiblichkeit ist mehr als Parodie und Täuschung. Sie macht auch modellhaft nachvollziehbar, wie kulturell generierte Bilder geschlechtlicher Identität einverleibt werden. So konfrontiert sie uns, wie Butler zeigt, mit einem Prozeß, der sich in jeder Kindheit, aber auch im weiteren Lebensverlauf beständig wiederholt. Das heißt (im Hinblick auf unsere Tradition formuliert), sie erinnert daran, daß alle einzelnen sich genötigt sehen, jeweils eine Seite der binär verfaßten Konstruktionen von Geschlechtlichkeit anzueignen, und daß damit auch eine Gestaltung des Leibes vollzogen wird. Der von Frigga Haug herausgegebene Projektbericht „Sexualisierung der Körper“ illustriert diesen Prozeß durch eine Reihe von Fallstudien aus der Mädchenerziehung der Nachkriegszeit.<sup>1</sup> Zugleich verunsichert die Travestie der Geschlechtsidentität: Sie führt vor Augen, daß die alltäglich eingeübte Zuordnung keineswegs zwingend ist, und legt folgende Überlegung nahe:

<sup>1</sup> Frigga Haug Hg., *Sexualisierung der Körper*, Hamburg 1988.